

(Nachdruck verboten.)

Arbeit.

Roman in drei Büchern von Emile Zola. Aus dem Französischen übersezt von Leopold Rosenzweig.

Soeurrette war eine Menschenfreundin, eine Schülerin des Großvaters Michon, des alten Journalisten und Saint-Simonisten, der sie, als sie noch ein Kind war, auf den Schloß zu nehmen pflegte und ihr schöne Geschichten erzählte, die er für sie erfand, von auf glücklichen Inseln errichteten Phalansterien,* von Städten, wo die Menschen inmitten eines ewigen Frühlings alle ihre Glückströme verwirklicht sahen.

„Was thun? Was thun?“ wiederholte sie schmerzlich, ihre von Liebe und Mitleid erfüllten Augen auf Lucas richtend. „Man müßte doch irgend etwas thun?“

Und in starker Erregung rief Lucas aus der Tiefe seines Herzens:

„Nawohl, es ist Zeit. Wir müssen handeln!“

Aber Jordan schüttelte den Kopf. In sein Gelehrten-dasein eingeschlossen, besaßte er sich niemals mit Politik. Er verachtete sie ungemein, übrigens sehr mit Unrecht, denn es ist schließlich notwendig, daß die Menschen sich für die Art interessieren, wie sie regiert werden. Aber von der Höhe des reinen Gedankens herab, auf der er lebte, hielt er die Ereignisse und Zufälle des Tages für unbedeutend, für kleine Unebenheiten der Straße. Nach seiner Anschauung führte allein die Wissenschaft die Menschen zur Wahrheit, zur Gerechtigkeit, zum endgültigen Glück, zu jenem vollkommenen Reich der Zukunft, zu welchem die Menschheit so langsamen und qualvollen Schritts hinzieht. Wozu frönte es also, sich um sonstige Dinge zu kümmern? Genügte es nicht, daß die Wissenschaft vorwärts schritt? Und sie schreitet vorwärts, jede ihrer Eroberungen ist eine für alle Zeiten feststehende. Welche Katastrophen sich daher auch auf dem Wege ereignen mögen, am Ziele winkt der Sieg des Lebens, und die Menschheit hat endlich ihre Bestimmung vollendet. Und er, der sanft und mildherzig war wie seine Schwester, verstopfte sich die Ohren gegen die Kämpfe der Gegenwart, und schloß sich in sein Laboratorium ein, wo er, wie er sagte, an dem Glücke der Zukunft arbeitete.

„Handeln?“ sagte er nun. „Der Gedanke ist eine That, und die fruchtbarste, die auf die Welt wirken kann. Kennen wir alle keine, die im Vegriffe sind zu spritzen? Wenn das Unglück dieser Armen mir das Herz zerreißt, so finde ich Trost in dem Gedanken, daß die Saat unausweislich eines Tags aufgehen muß.“

Lucas, der sich selbst in einem fieberischen und unklaren Seelenzustande befand, wollte bei diesem Thema nicht länger verweilen und erzählte nun von seinem Sonntag, seinem Besuche auf der Guerdache, dem Mittagmahle, zu dem er geladen worden, den Menschen, mit denen er da zusammengetroffen war, und was sich ereignete und was gesagt wurde. Er fühlte jedoch deutlich, daß seine Hörer kühl wurden, daß alle diese Leute sie nicht interessierten.

„Wir sehen die Voisgeline sehr wenig, seitdem sie in Beauclair sind“, erklärte Jordan mit seiner ruhigen Offenheit. „Sie sind in Paris sehr lebenswürdig gegen uns gewesen; aber wir leben hier in solcher Zurückgezogenheit, daß unsere Beziehungen zu ihnen allmählich fast aufgehört haben. Dann muß ich auch sagen, daß unsere Ideen und Gewohnheiten zu verschieden von den ihrigen sind. Von Delaveau muß man anerkennen, daß er ein kluger und fleißiger Mensch ist, der ganz in seiner Thätigkeit aufgeht, sowie ich in der meinigen. Und was endlich die feine Gesellschaft von Beauclair betrifft, so will ich Ihnen nicht verhehlen, daß sie mir dermaßen ein Greuel ist, daß ich ihr meine Thüre unbedingt verschleße, und daß es mir Vergnügen macht, sie dadurch zu beleidigen und von ihr als gefährlicher Narr gemieden zu werden.“

Soeurrette lachte.

„Martial übertreibt ein wenig. Der Abbé Marle kommt

* So nannte der Socialphilosoph Fourier (1772—1837) die Wohnstätten seiner idealen Gemeinschaften, der Phalangen.

Ann. d. Ueberf.

zu uns, der ein wackerer Mann ist, ebenso der Doktor Robarre und der Lehrer Hermeline, deren Gespräche mich interessieren. Und wenn es auch wahr ist, daß wir lediglich in Höflichkeitsbeziehungen zu den Besitzern der Guerdache stehen, so bewahre ich darum eine nicht minder aufrichtige Freundschaft für die gutherzige und lebenswürdige Madame Voisgeline.“

Jordan neckte sie, wie das manchmal seine Gewohnheit war:

„Sage nur gleich, daß ich allein die Leute vertreibe, und daß Du, wenn ich nicht da wäre, unsre Thüre angelweit öffnen würdest!“

„Selbstverständlich!“ versetzte sie munter. „Das Haus ist so, wie Du es haben willst. Wünschst Du, daß ich einen großen Ball gebe? Ich werde den Unterpräfekten Châtelard den Bürgermeister Gourier, den Präsidenten Gaume, den Hauptmann Jollivet, die Ehepaare Mazelle, Voisgeline und Delaveau einladen, und Du kannst den Ball mit Madame Mazelle eröffnen.“

Sie fuhren fort in scherzendem Tone zu plaudern, glücklich über ihre Wiederkehr an den häuslichen Herd und über die Gegenwart des Freundes. Beim Dessert wurde dann endlich die große, ernste Frage zur Sprache gebracht. Die beiden Dienstmädchen, die mit stillen, leichten Bewegungen aufgetragen hatten, waren auf ihren geräuschlosen Filzschuhen hinausgegangen. Und in dem kleinen, friedlichen Räume herrschte jene Atmosphäre innigen, freundschaftlichen Beisammenseins, in welcher sich die Herzen und die Geister öffnen.

„Hören Sie also, lieber Freund“, sagte Jordan, „was ich von Ihrer Freundschaft erbitten will. Studieren Sie die Frage, und sagen Sie mir einfach, was Sie an meiner Stelle thun würden.“

Er legte ihm sodann die ganze Sache in allen Einzelheiten dar, und erklärte ihm, welchen Standpunkt er darin infolge seiner Neigungen und seiner ganzen Geistesrichtung einnehme. Er hätte sich längst des Hochofens entledigt, wenn dessen Betrieb nicht seinen altherkömmlichen, unerrückbaren Gang sozusagen von selbst gegangen wäre. Der Betrieb warf genügenden Gewinn ab, aber dieser zählte in seinen Augen nicht; er war reich genug; und um andererseits diesen Gewinn zu verdoppeln und zu verdreifachen, hätte ein großer Teil der Einrichtungen erneuert, das Produkt verbessert werden müssen, mit einem Wort, es wäre die volle Hingabe eines Menschen an das Unternehmen erforderlich gewesen. Das aber konnte er und wollte er nicht thun, umsomehr, als diese alten Hochöfen, deren Methode nach seiner Ansicht eine kindliche und barbarische war, ihn nicht interessierten und ihm von keinem Nutzen für seine Experimente mit den elektrischen Defen sein konnten, auf die er alle seine Gedanken konzentrierte. Er hatte daher seinen in alten Geleise weitergehen lassen und sich so wenig als möglich darum gekümmert, indem er nur die Gelegenheit abwartete, um sich gar nicht mehr darum zu kümmern.

„Sie begreifen nun meine Lage, nicht wahr, lieber Freund? Da stirbt plötzlich mein alter Laroche, und die ganze Last des Betriebes, alle damit verbundenen Sorgen fallen auf mich. Sie können sich gar nicht vorstellen, was es alles zu thun giebt, ein Menschenleben reichte kaum dazu hin, wenn man die Sache ernstlich anfassen wollte. Um keinen Preis der Welt werde ich aber meine Studien und Forschungen aufgeben. Das beste ist also, ich verkaufe den Hochofen, und ich bin dazu auch so ziemlich entschlossen, aber ich lege Wert darauf, vorerst Ihre Meinung zu hören.“

Lucas fand nichts gegen das Gehörte einzuwenden.

„Es versteht sich von selbst“, sagte er, „daß Sie nicht Ihre Arbeiten verlassen, Ihre ganze Existenz umwandeln können. Sie und die Welt würden zu viel dabei verlieren. Trotzdem glaube ich, daß Sie noch überlegen sollten; es giebt vielleicht noch andre Kunstsmittel. Und dann, um zu verkaufen, bedarf es eines Käufers.“

„O, den Käufer habe ich“, erwiderte Jordan. „Delaveau spekuliert schon lange darauf, den Hochofen mit seinen Stahlwerken zu vereinigen. Er hat mich schon darauf sondiert, und ich brauche bloß zu winken.“

Bei dem Namen Delaveau machte Lucas eine kleine

Gebärde der Ueberraschung, denn er begriff nun mit einem Male, warum dieser so unruhig und so dringend in seinen Fragen gewesen. Und als sein Wirt, der die Gebärde bemerkt hatte, ihn fragte, ob er etwas gegen den Direktor der Stahlwerke einzuwenden hätte, erwiderte er:

„Nein, nein, ich halte ihn gleich Ihnen für einen klugen und thätigen Mann.“

„Gewiß,“ sagte Jordan, „und er böte den Vorzug, daß die Sache in erfahrene Hände käme. Ich würde mich wohl fürchte ich, auf sehr lange Annuitäten einlassen müssen, denn es fehlt ihm an Geld, Boisgelin hat kein flüssiges Kapital mehr. Aber daran liegt mir schließlich nichts, ich kann warten, die Sicherstellung auf die Werke würde mir genügen.“

Dann unterbrach er sich und sah Lucas gerade in die Augen.

„Nun also, raten Sie mir ein Ende zu machen und mit Delabau in Unterhandlung zu treten?“

Der junge Mann zögerte mit der Antwort. Ein starkes Unbehagen, ein unbefleglicher Widerwille erfüllte sein ganzes Wesen bei dem Gedanken an diese Transaktion. Was war es denn nur? Warum empörte sich alles so in ihm, als ob er, indem er dazu riet, den Hochofen diesem Mann auszuliefern, eine schlechte That beginge, die ihm sein Gewissen nie verzeihen würde? Gleichwohl konnte er keinen vernünftigen Grund finden, der ihm das Recht gegeben hätte, das Gegenteil zu raten. So sagte er endlich:

„Alles, was Sie mir da sagen, ist durchaus vernünftig, und ich kann nur mit Ihnen übereinstimmen. Dennoch möchte ich Ihnen raten, sich Zeit zu lassen, noch ein wenig zu überlegen.“

Bis jetzt hatte Soeurette sehr aufmerksam zugehört, ohne sich einzumengen. Sie schien den geheimen Widerwillen Lucas' zu teilen und warf von Zeit zu Zeit einen unruhigen Blick auf ihn, als erwarte sie ängstlich seinen Ausspruch.

„Es handelt sich nicht nur um den Hochofen,“ sagte sie endlich, „sondern um das sehr große felsige Terrain, das dazu gehört und das meines Erachtens nicht davon zu trennen ist.“

Ihr Bruder machte eine ungeduldige Gebärde, die seinen Wunsch zu erkennen gab, sich der ganzen Sache rasch und mit einem Schlage zu entledigen.

„Delabau soll auch das Terrain haben, wenn er es will. Was sollen wir damit anfangen? Nichts als nackte Felsen, auf denen nicht einmal Unkraut wachsen will. Das ganze ist wertlos, da die Mine nicht mehr ertragsfähig ist.“

„Ist das so sicher, daß sie nicht mehr ertragsfähig ist? Ich erinnere mich, Monsieur Froment, daß Sie uns eines Abends erzählten, daß man in die Lage gekommen sei, sehr magere Minen im Osten nutzbar zu machen, dank einem neuen chemischen Verfahren. Warum ist dieses Verfahren bei uns noch nicht versucht worden?“

Übermals hob Jordan die Arme mit ungeduldiger Gebärde empor.

„Warum, liebes Kind, warum? Weil Laroche zu keiner Initiative fähig war; weil ich selbst keine Zeit hatte, mich damit zu befassen; weil alles in einem gewissen hergebrachten Geleise ging und anders nicht zu gehen vermochte! Wenn ich alles verkaufen will, so ist es eben, um nichts mehr davon hören zu müssen, da es vollkommen ausgeschlossen ist, daß ich selbst die Sache leite, und da es mich krank macht, daran zu denken.“

Er war aufgestanden, um im Zimmer auf und ab zu gehen, und sie schwieg, als sie ihn so erregt sah, aus Furcht, ihn in Fieber zu versetzen.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Die Kerls, die sich erlauben, von Volkes Gnaden im Reichstage Gesetze herzustellen, sollen immer noch keine Diäten erhalten, weil das Reichstags-Mandat ein Ehrenamt sei, während allerdings Generale, Minister etc. sich bezahlen lassen müssen. Es ist schmerzhaft für einen Volksvertreter, allein zum Idealismus verurteilt zu sein. Müßten da die M. d. R. nicht übermütig werden und aller bezahlten Autoritäten spotten? Der Reichstag erlangt auf diese Weise fast die hohe ideale Würde einer freiwilligen Feuerwehr, deren Mitglieder jedoch deshalb noch idealer sind, als die Abgeordneten, weil sie, wenn sie bei den Übungen fehlen, Strafgeelder zahlen müssen. Es ist wirklich unbegreiflich, daß man nicht auch im Reichstag längst

diesen letzten Schritt gethan hat, um der dauernden quantitativen Beschlußfähigkeit — gegen die qualitative hilft nur die Mündigwerdung des Volks — zu steuern. Warum nimmt man sich nicht die freiwillige Feuerwehr zum Vorbild: Wer nicht pünktlich zu den parlamentarischen Übungen erscheint, muß pro Tag und Stunde einen Thaler entrichten. Die Strafgeelder würden in einem Fond angesammelt werden, aus dem dann am Schluß jeder Session diejenigen Mitglieder prämiert werden, die am wenigsten geredet haben. Auf die Art erreicht man leicht und sicher ein erhabenes Doppelziel: ein stets voll besetztes und schweigsames Haus.

Inzwischen ist im Volk ein Grauen vor der Diätenleere entstanden. Nicht mit Unrecht schiebt man die vielen schlechten Gesetze auf die materielle Not. Wie soll man mit knurrendem Magen und trockener Kehle gute Arbeit verrichten? Aus solcher Erwägung heraus sind einige edelgestimmte Männer auf einen rettenden Gedanken verfallen. Zwar sind sie nicht in der verfassungsmäßigen Lage, aus ihrer Tasche bare Diäten zu zahlen, aber sie haben einen Ausweg gefunden. Sie haben das Trudshystem im Reichstag eingeführt, dergestalt, daß die Abgeordneten für ihre Bemühungen zwar nicht in bar, aber in Landesprodukten entschädigt werden. Das Mittel hat sich, wie ich versichern kann, ganz ausgezeichnet bewährt. Es ist bekanntlich zuerst in der Weinkommision des Reichstags eingeführt worden und das überraschende Ergebnis war, daß die 28 Mitglieder der Kommission nebst den 13 Bundesrats-Bevollmächtigten und Regierungskommissaren nicht nur stets vollzählig beieinander waren, sondern auch aus den Sitzungen gar nicht herauskamen. Die Lieferanten der Weine hatten die Bedingung gestellt, daß die Mitglieder der Kommission unbedingt sachverständig und Männer der Praxis werden müßten. Die ernste Aufgabe war ja, den Unterschied zwischen Naturwein und Kunstwein festzustellen, und das gelang infolge der reichen Sendungen so vollkommen und so schnell, daß man vom ersten Tage an instinktiv nur den Naturwein trank und die Kunstprodukte verächtlich beiseite schob. Die Herren hatten sich im Augenblick eine ungeheuerliche Fachkenntnis angeeignet.

Die fleißige und fröhliche Stimmung der Kommission wurde nur im Anfang durch einen kleinen Zwischenfall vorübergehend getrübt. Es wurde die Frage aufgeworfen, was mit den Vorräten an Kunstweinen anzufangen wäre, da man sie doch unmöglich trinken könne. Von unserer Seite wurde vorgeschlagen, daß sich unbedingt die anwesenden Centrumsmitglieder diesem Opfer unterziehen müßten. Der Abg. Würm wies in ausführlicher, mit schweren historischen Beweisgründen befrachteter Rede darauf hin, wie die katholischen Kollegen ihrer ganzen Weltanschauung nach berufen und verpflichtet seien zu entzagen und sich zu lassen. Das Trinken von natürlichen Weinen gehöre unter die sinnlichen Lüste, die des Teufels seien und darum von jedem frommen Manne gemieden werden müßten. Dagegen sei so ein aus Schwefelsäure, Fuchsin und Petroleum erzeugter Kunstwein eine „Schidung“ und Pönitentz, die ein Centrumsmann schon um des Gebots der Nächstenliebe willen auf sich nehmen müsse. Aus allen diesen Gründen bitte er dringend, daß die Kollegen vom Centrum sich der Prüfung der Kunstweine unterzögen.

Kaplan Dabach widersprach mit großer Festigkeit. Lieber würde er seinen Freunde Hören den Gefallen thun und sich ohrfeigen lassen, als einen Tropfen von solchem Teufelszeug zu trinken. Würm habe ganz und gar die katholische Weltanschauung mißverstanden. Den Naturwein habe Gott erschaffen und es sei mithin ein gottgefälliges Werk, ihn zu trinken. Dagegen sei der Kunstwein ein Produkt menschlichen Überwieses, eine Folge jener frevelhaften Wissenschaft, auf die auch die gottlose Socialdemokratie zurückzuführen sei. Wer Kunstwein genieße, fördere die atheïstische Wissenschaft und damit den Untergang der Gesellschaft. Er begreife nicht, wie gerade Würm, als Chemiker, sich weigere, die Folgen seiner Wissenschaft praktisch zu erproben.

Würm antwortete scharf, Dabach verrate seinen eignen Glauben und bekenne sich zu der irdischen Wollust des Diesseits. Der Freisinnige Bintermeyer schlug vermittelnd vor, es sei doch anzunehmen, daß die konfessionellen und agrarischen Mitglieder gern bereit sein würden, die Kunstweine zu proben, da sie in Anbetracht ihres großen Notstandes nichts Butes gewohnt seien und froh sein würden, überhaupt etwas Trinkbares zu bekommen. Köfide vom Bund der Landwirte erwiderte energisch, die chemische Weinpanscherei ruiniere das kleine reelle Binzergewerbe und man könne seinen Freunden nicht zumuten, die Schmugglonturrenz für den Banern auch noch zu unterstützen. Aber vielleicht hätten die Nationalliberalen dafür Verwendung, die seien ja darauf dressiert, alles zu schlucken. Der national-liberale Professor Pasche gab zu, daß er für seine Person immer bereit sei, alles und jedes zu nehmen, wenn er aber die Wahl habe zwischen dem kleineren Vortheil und dem größeren Uebel, so sei er es sich, seinem Vaterlande und seiner Familie schuldig, den erstieren zu wählen. Pasche schloß mit einem ergreifenden Gebet, in dem er den Naturwein segnete.

Die Debatte ging noch eine Weile weiter, es fielen sehr spitzige Bemerkungen, einmal schien es sogar, als ob man statt anderer Argumente die Weinflaschen und Gläser gegeneinander gebrauchen wollte, bis schließlich der Weinkönig Dr. Deinhard einen allgemein veröhönden Kompromißantrag einbrachte. Er schlug vor, die vorhandenen Vorräte an Kunstwein der Regierung als Material zu überweisen. Der Vorschlag wurde unter großem Jubel einstimmig angenommen. Graf Posadowsky setzte seine bekannte

Dulderne auf, da er aber einerseits solche Angriffe gewöhnt ist und außerdem verfassungsmäßig nichts gegen den Antrag thun konnte, begnügte er sich damit, seine Kommissaren anzuweisen, das ihm überwiesene Material herauszutragen.

Das geschah in großer Eile und nunmehr war das Feld rein. Die Verhandlungen nahmen ihren ungehörten Verlauf und niemals war eine Kommission so einmütig. Alle Unterschiede der Partei, des Standes und der Konfession waren geschwunden. Meist sahen die Mitglieder Arm in Arm bei einander. Es war ein schönes Bild zu sehen, wie Wurm — trotz des mangelhaften Registers zu den letzten Fabrikinspektionsberichten — zärtlich den Grafen Posadowsky in seinem wallenden Bart kraute. Schrempf, der wadere Feind der Friedrichstraße, schälerte mit unfrem Freunde Ehrhardt, und behauptete wiederholt, es sei abends ganz nett im Sündenbabel. Der berühmte Bürgermeister Hegelmeyer versicherte den Genossen Antrid seiner lebenslänglichen Freundschaft, der Agrarier Jude und der Freisinnige Wintermeyer waren innig umschlungen und ließen teils die Börse, teils den Bund der Landwirte hoch leben. Paasche sah auf Dasbachs Schoß und meinte, er fühle sich jetzt erst ganz heilig. Schmidt-Elberfeld aber tauschte einen Bruderkuß nach dem andern mit dem Antisemiten Gräse, der durchaus zum Judentum übertreten wollte, weil der Jude Noah den Wein erfunden habe.

Die Vorlage wurde zumeist singend erledigt. Der Abg. Deinhard zeigte sich in dieser Hinsicht besonders hervorragend. Wer hätte widerstehen können, wenn er mit sonorer Stimme wie folgt das Wort nahm:

O Freunde, dieser Paragraph,
Dibeldeidum Holdrio,
Der ist brav, der ist brav,
Dibeldeidum Holdrio.
Rehmt ihn alle wie ein Mann,
Dibeldeidum Holdrio,
Mit getränkter Kehle an,
Dibeldeidum Holdrio.
Dieses Eine sag' ich noch,
Dibeldeidum Holdrio:

Paragaphus lebe hoch!

worauf dann die Kommission dreimal begeistert hoch rief und das gerade fällige Glas Wein bis zur Reize leerte.

So eilten die Tage. Eine große Anzahl der Mitglieder hatte sich so tief in die Materie eingelebt, daß ihnen die ganze Welt draußen verschwunden war. Einige hatten vergessen, daß sie verheiratet waren. Die Ansichtsarten, die sie schrieben, enthielten die größte geographische Verwirrung. Mejeritz wurde mit Leipzig, Kirchen mit Kneipen, Müller mit Schulze verwechselt. Paasche behauptete, er sei Socialdemokrat, Dasbach begeisterte sich für Hädel und die Barrisons, und Herr v. Gersdorff erklärte, jeder, der behauptete, er sei Reserveleutnant, kriegte es mit ihm zu thun, er sei bloß ein No—Ma—Mi—Mensch. Köfide vom Bund der Landwirte donnerte wider den Brotwucher, und Genosse Ehrhardt behauptete unablässig, er hätte seinen schwarzen Adlerorden verlegt.

Siebzehn Sitzungen waren dermaßen im Fluge verfloßen, und die achtzehnte näherte sich der achten Stunde emsiger Arbeit, da ergriff plötzlich der Vorsitzende das Wort und sang:

Meine Herren! Keinen Tropfen im Becher mehr!

Alles verstummte und ward bleich ob der Kunde. Aber eine sofort vorgenommene Auszählung ergab, daß in der That alle Flaschen leer waren. Da wurde der Rest des Gesetzes en bloc angenommen und die Sitzung geschlossen.

Als dann in der zweiten Lesung im Plenum bei einem Paragraphen eine Meinungsverschiedenheit entstand, wollte Dasbach durchaus Rückverweisung der Vorlage an die Kommission beantragen. Erst als ihm Deinhard ins Ohr flüsternte: Aber Mensch, es ist ja nichts mehr da! — gab er seine Absicht auf.

Es ist kein Zweifel, daß der Vorgang der Weinkommission Nachfolge finden wird. Insbesondere sollen in der Handelsvertragskommission von sämtlichen 2000 Positionen des Tarifs hinreichende Warenproben zur Verfügung gestellt werden, auf daß man an der Hand der praktischen Erfahrung prüfen könne, ob und welche Pölle sie vertragen könnten. Es soll zu diesem Zweck ausnahmsweise eine 307gliedrige Kommission gewählt werden. — Joe.

Kleines Aeuilleton.

Dr. Das Schwalbennest. Auf den Rasenrabbatten lag der Sonnenschein, unter dem Zeltdach der Veranda war es schattig und kühl. Die beiden Schwestern hatten die Handarbeit vorgenommen, aber nur die eine sticte, die jüngere lehnte lässig in dem bequemen Gartenstuhl und hielt die Hände im Schoß. Träumerisch blinzelte sie über die Steinbrüstung in die Landschaft hinaus. Es war ein hübsches Bild, das sich da bot. Vorn der Garten mit seinen weiten Rasenflächen, seinen üppigen Beeten und dem plätschernden Springbrunnen, im Hintergrunde die Baumpartien des Parks, Linden, Kastanien und dunkle Blutbuchen dazwischen. Hier und da war ein Durchblick geschnitten und man sah noch weiter in das Land hinaus. Wiesen und Wälder stiegen auf, der Strom blühte, die kleinen Hütten des Arbeiterdorfs schoben sich zwischen Ackersurken und Kartoffel-

land. Zwischen hindurch schlängelte sich die Chaussee. Staubig und sonnig lag sie da, die steifen Pappeln gaben nur wenig Schatten.

Still war sie auch. Ab und zu schritt ein Mann oder eine Frau hastig vorbei, Tagelöhner, die auf die Felder gingen, sonst kein Laut. Dann aber klang auf einmal Räderrollen. Vom Dorf her kam ein Gefährt, ein armseliges Wägelchen mit dürftigem Hausrat besetzt. Der Mann machte selbst das Zugtier, seitwärts saß seine Frau, den Säugling im Arm, ein paar größere Kinder liefen barfuß nebenher. Langsam und schwerfällig bewegte sich der Zug durch den tiefen Sand.

Das Fräulein sah ihm ein Weilchen nach, dann drehte sie den Kopf zur Schwester: „Da ziehen ja Beders. Es ist Recht, daß Kurt fest geblieben ist.“

Die junge Frau warf einen flüchtigen Blick auf die Landstraße: „So ziehen sie? Ja wirklich! Natürlich ist es Recht von Kurt. In solchen Sachen ist er immer fest. Wem's bei uns nicht paßt, der geht eben.“

„Hat sich Beder aber nicht gedacht, daß er rausfliegen würde.“

„Nein, wahrscheinlich nicht. Die Leute, die denken, wenn sie sagen, die Wohnung ist ungesund, dann baut man ihnen gleich eine Villa. Als ob man das Geld so übrig hätte!“

„Die denken überhaupt nicht.“ Das Fräulein machte ein verächtliches Gesicht.

„Ja, man sollte es meinen, und die Wohnung war auch sehr schön, das bißchen Käse — als ob es in den andern Häusern nicht naß wäre; im Sommer wird es schon trocknen.“

„Die Frau war ja heut früh noch einmal hier,“ sagte das Fräulein.

„Ja, sie hat Kurt ein Lamento gemacht: Er sollte ihren Mann doch nur behalten, sie kämen ins Elend. Es nähme ihn auf den andern Gütern keiner. Natürlich, die Nachbarn werden sich bedanken, so einen Körgelstutzen zu nehmen. Wir haben ihn auch geschilbert, was er wert ist.“

„Wohin gehen sie denn nun?“

„Weiß ich nicht. Soll mir auch sehr egal sein. Hier ist er ja nicht heimatberechtigt, sonst hätten wir ihn noch wohnöglich ins Armenhaus bekommen. Ich glaube, sie wollen nach Nachmig, da ist die Frau zu Hause.“

Das Fräulein nahm die Stiderei wieder auf, ein Weilchen arbeitete sie schweigend, dann ließ sie die Arbeit von neuem fallen und sah gedankenvoll vor sich hin: „Eigentlich that die Frau mir leid. Ich traf sie vor Kurts Bureau. Sie war so unglücklich. Nun hätten sie sich hier so schön eingearbeitet und gedacht, da für immer zu Hans zu sein, und nun müßten sie raus und ihr Mann hätte es gar nicht so gemeint.“

„Jawohl, nicht so gemeint.“ Die junge Frau warf den Kopf zurück. „Erst laufen sie durch das Dorf und hegen, die Wohnungen wären ungesund, und ihr Kind wäre infolgedessen gestorben und die alte Trebbin hätte ihre Sicht davon, und dann war's nicht so gemeint. Kurt hat ihr Bescheid gesagt. Wem's nicht paßt, wie es ist, der geht eben.“

„Ja gewiß!“ Das Fräulein nickte. Der weiße Zug in ihrem Gesicht war wieder verschwunden. Dann richtete sie sich plötzlich auf und klatschte in die Hände: „Else, Else, da sind die Schwalben wieder, sie bauen.“

„Wirklich?“ Die junge Frau sprang auf, beide bogen sich über die Brüstung. „Sie bauen wieder am Giebel,“ sagte die junge Frau, „ich hätte es nicht gedacht. Es heißt doch, wo sie einmal beim Bauen gestört sind, da fangen sie nicht wieder an.“

„Habt Ihr den Bengel eigentlich herausbekommen?“ fragte das Fräulein.

„Ja, Stillers Johann war es. Er sagt, es wäre nur ein Versetzen, er hätte probieren wollen, ob er den Stein auf das Dach werfen könnte und dabei wäre er ihm an das angefangene Nest geflogen.“

„So ein Schwindel!“

„Nicht wahr? Und dann steht ihm die Alte noch bei und sagt, das Kind hätte die ganze Nacht gehult, weil es heißt, wer ein Schwalbennest zerstört, den straft Gott. Nun fürchtet er sich so. Mein Mann hat ihn ganz gehörig verwichst.“

„Das ist Recht.“

„Ja, das meine ich auch. Eine solche Noheit. Die kleinen Tiere geben sich soviel Mühe, ihr Heim zu bauen, und dann kommt solch rüder Bengel und vernichtet es. Ich sage auch immer, wer so ein Vogelnest zerstört kann, der steht noch unter dem Tier, aber tief unter dem Tier.“

— Die Ergebnisse der nordamerikanischen Erdmessung.

In Nordamerika werden seit vielen Jahren nach einem einheitlichen Plan große Vermessungen ausgeführt, die nicht nur die Unterlage für genaue Landesaufnahmen, sondern auch für eine neue und schärfere Ermittlung der Größe und Gestalt der Erde bilden. So ist unter 39 Grad nördlicher Breite ein Bogen der Erdoberfläche vermessen worden, der vom Atlantischen bis zum Stillen Ocean reicht und dessen Endpunkte 49 Grad Längenunterschied aufweisen. Der höchste Vermessungspunkt dieses ungeheuren Bogens liegt in 4300 Meter Seehöhe. Aus dieser Vermessung in Verbindung mit derjenigen an den großen Seen ergibt sich für den äquatorialen Halbmesser der Erde eine Größe von 6 377 812 Meter, für den Polarhalbmesser 6 356 309 Meter. Ein zweiter, schräg zum Meridian liegender Bogen von 22 Grad Ausdehnung ist von der nordöstlichen Grenze in

Maine bis zum südwestlichen Ende von Alabama am Golf von Mexiko gemessen worden. Aus dieser Messung folgt für den äquatorialen Erdhalbmesser eine Länge von 6 378 157 Meter, für den Polarhalbmesser 6 357 210 Meter. Diese Messungen stimmen in sehr befriedigender Weise mit dem aus allen früheren Erdmessungen von Clarke abgeleiteten Mittelwerte überein. Demzufolge kann man annehmen, daß der äquatoriale Erdhalbmesser rund 6 378 000, der polare 6 356 700 Meter beträgt und daß diese Zahlen bis auf ein paar hundert Meter richtig sind, so daß die Länge der Halbmesser unseres Erdballs bis auf eine Größe genau bekannt ist, welche etwa der Länge der festen Rheinbrücke bei Köln gleichkommt. —

Geschichtliches.

— Der kurpfälzische Kirchenrat Dr. Markus zum Lamb berichtet in seinen hinterlassenen Aufzeichnungen von einem Attentat, das gegen Friedrich IV. von der Pfalz gerichtet war. Friedrichs „überfürstliche, ja königliche“ Hofhaltung hatte „nicht geringe Klag, Beschweris und Unwillen der armen Unterthanen“ hervorgerufen, und am 12. September 1603 wagte Hanns Eysengrein gelegentlich einer „Hasenacht bei Korbach, nicht weit von Heidelberg gelegen“, einen offenen Ueberfall auf den Pfalzgrafen. Eysengrein, von dem die Rede ging, er habe sich dem Kurfürsten verschrieben, der nach Markus auch „etwa im Haubt verrückt gewesen“ zu sein scheint, erwartete am genannten Tag den Kurfürsten im Felde. Als dieser „zwischen 3 und 4 Uhren gegen Abend mit seinen Kammer-Junckern und etlichen anderen Dienern daher khomen und vber sein (Eysengreins) Rübenacker geritten, Ihre Churfürstliche gnaden allein mitt wenig knechten . . . hatt er gefragt, wo der Churfürst ritte, vnd Zillart, einer aus den Kammer-Junckern, seines vorhabens vnwissend, ihm ihre Churfürstliche gnaden gezeigt, ist er stracks vff dieselb gantz trutzig und grimmig zugelauffen, mit bedecktem Haupt sie Dutzent gerechtfertigt, was sie ihm vber seinen Akher zu reitten vnd dass sein zu verderben hetten, da er doch dem kheyser schatzung geben vnd ihren Churfürstlichen gnaden alle beschwerungen leisten müste, auch ihre Churfürstliche gnaden mitt fluchen vnd vielen schändlichen, vppigen Worten für einen solchen Herren gescholten, der seine Vnterthanen verderbe, das Land beschwere, viel unnützlich verthue und verschenke, vnd also damit ihrer Churfürstlichen gnaden Pferd in den Zaum gefallen, dasselb vestgehalten, zu Ihrer Churfürstlichen gnaden gesagt: Nuhn steig eilendts vom Pferd herab vnd gibe ess mir, oder du must vor meinen augen sterben! auch also baldt an seine Plauth (langes, ziemlich breites, säbelartig gebogenes Messer) gegriffen, dieselb aussgezogen vnd damit einen streich vff Ihre Churfürstliche gnaden gethan, alda dann ihre Churfürstliche gnade nach ihm geschossen, aber sein verfehlet haben“. Der Pfalzgraf wurde nur leicht am linken Arm und an einem Finger verwundet, der hinter ihm reitende knecht, ein geborner Württemberger, fing den Streich ab, sprang vom Pferde und riß Eysengrein zu Boden, derselbe wurde gebunden, nach Heidelberg geschleppt und ist alda „ein zeit lang in gefengnis gehalten, endlich also abgeschafft worden, dass er nicht mehr ans licht oder zu schein khommen ist“. —

Aus dem Pflanzenleben.

lv. Blühende Sträucher im Botanischen Garten. Unter dem noch zarten und hellfarbenen Grün der Bäume und Sträucher leuchten jetzt überall Blüten der mannigfaltigsten Form und Farbe hervor. Schon seit etwa drei Wochen in Blüte sind die Forsythien, nach dem englischen Botaniker Forsyth benannte Sträucher, welche sich durch ihre gartenförmigen, zur Zeit noch blattlosen, aber dicht mit gelben Blumen bedekten Zweige überall bemerkbar machen. Die obere Hälfte dieser Arten stirbt während des Winters oft ab; an der unteren stehen die Knospen sehr nahe, meist zwei dicht über einander; davon entwickelt sich aber die untere nur, falls die obere verkümmert sein sollte. In günstigen Jahren bilden die Sträucher mit ihren großen, leuchtend gelben, vierzippeligen Blumen schon im März eine Fierde der Anlagen.

Auch die Ribesarten (die Stachel- und Johannisbeersträucher) blühen jetzt. Ribes alpinum, die Alpen-Johannisbeere, ist ein bescheidener Strauch, welcher wegen seines besonders frühen Eintrudens sowie infolge seiner Auspruchslosigkeit auf Boden und Standort und seines Delaubslebens bis zum Spätherbst mit Recht beliebt ist. Seine Blätter sind unscheinbar, aber dadurch merkwürdig, daß sie auf dem einen Stock nur als schneidzwitterige Pollenblüten, auf dem andren als eben solche Fruchtblüten erscheinen. Besonders schön sind die in Nordamerika heimischen Sträucher: Ribes aureum mit zierlich gefornnten, glänzend dunkelgrünen Blättern und goldgelben wohlriechenden Blüten, und Ribes sanguineum mit dunkelroten Blütentrauben. Zum Anlocken der Insekten produzieren die Ribesarten Honig in den Blüten und zwar mit Hilfe eines dem Fruchtnoten aufgelagerten, im Blüten Grunde liegenden Gewebepolsters, auf welchem man den firmisartig glänzenden Honig sehen kann. Die Früchte der Stachel- und Johannisbeeren sind anfänglich grün und unscheinbar und unter dem Laube verborgen, so lange sie nämlich noch der weiteren Entwicklung an der Pflanze bedürfen. Sobald aber der Same reift, nehmen sie lebhaftes Fä-

rbungen an, werden gewissermaßen zur Schau gestellt, und machen sich auch durch ihren starken Duft bemerkbar. Sie werden von Vögeln gern gefressen, was ein weites Verbreiten der Samen zur Folge hat.

Aufmerksam gemacht sei ferner auf die Magnolien, deren ganzer Habitus den aus südlichen Regionen stammenden Fremdling sofort erkennen läßt. Es sind Bäume oder Sträucher mit ungeteilten, ganzrandigen und platten Blättern, größtenteils im wärmeren Amerika und Asien, einige auch in China und Japan heimisch. Die asiatischen Magnolien blühen, bevor die Blätter erscheinen, die amerikanischen in belaubtem Zustand. Die größte ist Magnolia acuminata, ein bis 15 Meter hoher, auch in unserm Klima aushaltender Baum, mit gelblichen, tulpenartigen Blüten; die mit schönen, bei uns nur strauchartig erscheinende Magnolia Yulan aus China hat wundervolle, weiße Blumen. Die Magnolien gehören zu den Pflanzen, welche durch auffallend große und schön gefärbte Blüten die besuchenden Insekten anlocken und überdies noch durch starken Duft ihre Aufmerksamkeit erregen.

Merkwürdigerweise dienen die Magnolienblumen allerhand Käfern zum Aufenthalt. So sucht z. B. der Rosenläufer die Blüte der Magnolia grandiflora auf. Er drängt sich in die kaum geöffnete Knospe hinein und ist mit dieser Arbeit für die Zeit des Bestehens der Blume aller Sorgen überhoben. Er verzehrt zunächst den zwischen den Narben reichlich vorhandenen Honigsaft, später auch einen Teil des Pollens, welcher beim Weiterentwickeln der Blüte auf die Blumenblätter fällt. Er senkt sich bei Tage auf der geöffneten Blüte und wärmt sich des Nachts in ihr, wenn sie sich schließt und dadurch eine höhere Temperatur im Innern behält, als sie die umgebende Luft hat. Außerdem verbirgt die Blüte den Käfer dann auch etwaigen Feinden. Das Tier weiß diese Vorteile aber auch zu schätzen und verläßt die Blume erst, wenn die Blätter abfallen. —

Humoristisches.

— Im Zweifel. Bauer: Preisochs hat er mi' g'heiß'n! . . . Hat er mi' jetzt da schimpf'n woll'n, oder mir schön thun?! —

— Ausgleich. A.: „Ja, wie sind Sie denn zu den geschwollenen Baden gekommen?“

B.: „Die eine Ohrscheig' hat mir die Köchin gegeben, wie ich ihr einen Stuch stecken wollte, die andre — meine Frau, als sie gerade dazutam!“ —

— Ahnungsvoll. Fremder (nach Besichtigung eines alten Schlosses): „Wie viel bekommen Sie für Ihre Führung?“

Kastellan: „Darauf bin ich selbst neugierig!“
(„Flieg. Bl.“)

Bücher-Einkauf.

— Wilhelm Sternbauer: „De profundis“. 4 Hef. Münden. August Schupp. —

— Johannes Schlaf: „Frühjahrsblumen“. Novellen. Berlin. F. Fontane u. Co. Preis 2 M. —

— Omyteda: „Monte Carlo“. Roman. Berlin. F. Fontane u. Co. Preis 5 M. —

— Maximilian v. Rosenbergs: „Vicefeldwebel Starke“. Roman. Berlin. F. Fontane u. Co. Preis 5 M. —

— Karl Johann Schwarz: „Der Ungebändigte“. Roman. Eberswalde-Berlin. Verlag „Jungdeutschland“. —

— Fritz Gerou Bernbaum: „Ercole Tomei“. Roman. Leipzig. Max Spohr. —

— Josef Trübwasser: „Chryses“. Drama. Dresden und Leipzig. E. Pierson. Preis 1,50 M. —

— Josef Trübwasser: „Der Herr Meister“. Drama. 2. Aufl. Dresden und Leipzig. E. Pierson. —

— Rudolf Rittner: „Wiederfinden“. Drama. Berlin. Bruno und Paul Cassirer. —

— Multatuli: „Fürstenschule“. Drama. Minden i. W. J. C. C. Bruns' Verlag. —

— E. v. Keyserling: „Der dumme Hans“. Drama. Berlin. E. Fischer. —

— Max Meffer: „Moderne Essays“. Dresden und Leipzig. Karl Reizner. —

— Dr. A. Rosenberg: „A. Klamroth“. Leipzig. Hermann Seemann Nachflg. Preis 1 M. —

— Dr. Julius Reiner: „Friedrich Rietsche“. Leipzig. Hermann Seemann Nachflg. —

— Ludwig Schiedermaier: „Gustav Mahler“. Leipzig. Hermann Seemann Nachflg. —

— Dr. Alfred Roffig: „F. J. Paderewski“. Leipzig. Hermann Seemann Nachflg. —